

Der erste Leseunterricht auf physiologisch-psychologischer Grundlage nach Lay und Enderlin : (aus einem in den Sektionen Oberaargau und Burgdorf des Schweizer. Lehrerinnenvereins gehaltenen Referat von F. Dütsch-Ulrich) : (Fortsetzung)

Autor(en): **Dütsch-Ulrich, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **17 (1912-1913)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es ist auch Sitte geworden, dass die Lehrerin Reisen macht, wenigstens in vier Wochen durch alle Museen vom Mittelmeer zur Nordsee stürmt, denn Reisen bildet. Doch ist billig Reisen eine Kunst; für Lehrerinnen nicht leicht zu praktizieren. Je mehr Kilometer abgewickelt werden, desto weniger bleibende Eindrücke von Land und Leuten werden aufgenommen, und je mehr Rappenspalterei geübt wird, desto unangenehmere Erinnerungen nimmt man mit. Darum lieber nur einmal im Leben sich eine schöne Reise leisten mit vollem Geniessen. Daheimbleiben, wenn die andern gehen, bedeutet manchmal eine gesunde Enthaltsamkeitskur.

Eigentlich sind nun aber die Ferien um der Kinder willen da, und wir müssten füglich noch ein Wort reden über Kind und Ferien und wohl noch eins über Mensch und Ferien im allgemeinen. Vorläufig den Lehrenden, so sie noch welche haben: Frohe Ferien!

(Schluss folgt.)

Der erste Leseunterricht auf physiologisch-psychologischer Grundlage nach Lay und Enderlin.

(Aus einem in den Sektionen Oberaargau und Burgdorf des Schweizer. Lehrerinnenvereins gehaltenen Referat von *F. Dütsch-Ulrich*.)

(Fortsetzung.)

1. Die Naturlaute des Bären (*m*), der Gans (*ch*) oder noch andern (*s*) entsprechen phonetischen Anforderungen nicht und können gewiss keine Vorbilder für die richtige menschliche Lautbildung sein.

2. Die Laute *o*, *s*, *f*, *b*, *m*, *a*, *e*, *i* usw. haben in den Wörtern, zu denen sie zusammengesetzt werden, *nicht* die Bedeutung des Naturlautes, des Ausrufes oder des Brummens des Bären usw. Zu der falschen Anschauung, dass der Laut eine solche Bedeutung habe, kann aber das Kind kommen, wenn die Einführung des Lautes an verschiedenen Beispielen wiederholt wird, wenn z. B. der Ausdruck *o* abgeleitet wird beim Anblick eines Karussells, eines Regenbogen- oder eines fallenden Kindes. Alle die mit dem *o* verknüpften Vorstellungen und Gefühle machen sich in störender Weise geltend, wenn der Schüler nachher das *o* in oben, oft und dergleichen Wörtern zu lesen hat; auch die Vieldeutigkeit der Naturlaute richtet Verwirrung an. Ein Kind kann beim Hinfallen ebenso gut *au* oder *u* statt *o* rufen usw. Das Geräusch eines Motorrades kann ebenso gut mit *pf-pf-pf* oder *b-b-b* statt mit *d-d-d* wiedergegeben werden usw. Darum wird das *Behalten* der Laute durch diese „Erleichterungsmittel“ *erschwert*.

Gehen wir nun näher auf die Darbietung der isolierten Buchstaben, Silben und Wörter ein.

Die Methodiker, die vom Laut ausgehen, berufen sich auf den Satz: vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schweren. Man nimmt dabei an, dass die Buchstaben und Silben leichter aufzufassen und zu behalten seien als die Wörter. Das ist aber eine Täuschung. Nicht der Laut, sondern der Satz ist das psychisch Nahe und der Laut das psychisch Fernliegende. Der Satz ist die ursprüngliche; das Wort und der Laut die abgeleitete Ausdrucksform. Wenn wir sprechen lernen, so geschieht es nicht in der Weise, dass wir eine Reihe einzelner Wörter nach grammatikalischen Regeln zusammenfügen.

sondern gehen umgekehrt vom Satze als dem sprachlichen Ausdruck für einen Gedanken oder eine Handlung aus und gelangen erst im Verlaufe der natürlichen Sprachentwicklung zur Unterscheidung von Wörtern. Die Kinder drücken sich im Anfang ihrer Sprachentwicklung zwar nicht in Sätzen, sondern in Lauten und Wörtern aus. Aber diese Laute und Worte haben für die Kinder die Bedeutung von *Sätzen*. Sie sind Satz Worte, die erst mit fortschreitender Sprachfertigkeit auf die blosse Wortfunktion eingeschränkt werden.

Zu der Behauptung, dass das Auffassen und Behalten von Lauten und Silben für die Kinder nicht leichter sei als das Auffassen und Behalten von sinnvollen Wörtern liegen zahlreiche übereinstimmende Versuchsergebnisse vor. Verbindungen von zwei, drei und vier Buchstaben werden leichter und schneller gelesen als ein Buchstabe allein (Catell, Lobsien). Wenn Buchstaben im Wortzusammenhang stehen, kann man im Kurzseher vier- bis fünfmal soviel lesen als wenn sie einzeln stehen (Erdmann, Dodge). Messmer hat auch Kinder geprüft, und es hat sich ergeben: Selbst dann war für die Kinder der untern Schuljahre die Lesezeit der Wörter nicht selten kürzer als die für die einzelnen Buchstaben, wenn diese Schüler nach der *synthetischen* Methode unterrichtet und immer wieder im Auffassen von Einzelbuchstaben und Silben geübt worden waren. Die vielen Methodiker und Lehrer, die den ersten Leseunterricht mit einzelnen Buchstaben beginnen, erschweren also den Kindern die Arbeit, statt sie zu erleichtern.

Es ist also zu beachten:

Bis vier Buchstaben werden in einem einzigen Worte leichter erfasst und im Gedächtnis behalten und wieder erkannt, als wenn die Buchstaben einzeln vorgeführt, aufgefasst, eingepägt und wiederholt werden.

Die angegebenen Versuchsergebnisse leiten zu einer andern irrigen, den Leseunterricht erschwerenden Meinung über. Viele Schulmänner glauben immer noch, das Lesen erfolge *lautierend*. Eine Reihe von Psychologen hat nachgewiesen, dass das Lesen der Erwachsenen und der *Kinder* nicht lautierend, sondern nach optischen *Wortbildern* erfolgt. In diesen wirkt nicht nur der Zusammenhang der Buchstaben, sondern vor allem die *Gesamtform* des Wortes. Durch besondere Buchstabenformen erhält nämlich jedes Wort eine ihm eigene, mehr oder weniger charakteristische Gestalt (Versuche von Catell, Erdmann und Dodge, Zeitler, Störning, Messmer u. a.). Beim Lesen nach Wortbildern im Kurzseher erscheint das Schriftbild als ein schwarzer Streifen aus senkrechten Strichen, aus dem einzelne Buchstaben *hervorrag*en. Für das Erkennen der Wortbilder sind besondere Buchstaben von Bedeutung. Besonders wichtig sind *die* Konsonantenbuchstaben, die in den Ober- und Unterraum *hineinragen* (Versuche von Goldscheider und Müller, Zeitler).

Von einem Worte werden immer nur einzelne auffällige Buchstaben erkannt und diese werden keineswegs in der Reihenfolge des lautierenden Lesens von links nach rechts erfasst. So wurden von „Holz“ zuerst *lz*, dann *H* gelesen; von „anfangs“ wurde zuerst *s*, dann *f*, dann *a* erfasst.

Schon wenn das Kind die ersten Wörter einer Fibelseite oder das erste Sätzchen fließend liest, so liest es nach *Wortbildern*. Dieses abgekürzte Verfahren spart Zeit und Kraft und ist die Hauptsache der Lesefertigkeit. Fibelschreiber und Lehrer haben daher schon von der *ersten* Lesestunde an zu beachten, dass das Lesen ein Wortbildlesen ist, dass das Kind schon in den ersten Wörtern und Sätzchen, die es fließend lesen lernt, zum Wort- und Satz bildlesen übergeht. Die experimentelle Pädagogik bestätigt also, dass jene Schul-

männer, die schon vor hundert Jahren das Lesenlernen mit Wörtern und Sätzen begannen, mehr oder weniger instinktiv Richtiges getroffen haben. Diese und andere bereits genannte Tatsachen führen uns zu der Forderung: *Mit Wörtern oder besser mit kleinen Sätzchen, nicht mit Buchstaben, muss der erste Leseunterricht und die Fibel beginnen, wenn dem Kind die schwierige Arbeit erleichtert werden soll.*

Damit will aber nicht gesagt sein, dass der erste Leseunterricht bei der Totalauffassung des Wortbildes stehen bleiben soll. Er muss vielmehr von der Auffassung des Ganzen zur Auffassung der Teile weiterschreiten und diese wiederum *synthetisch* zum Ganzen zusammenordnen.

In vielen Fibeln finden wir viele Seiten mit vielen *kleinen einförmigen Wörtern* bedeckt. Es erscheinen auf den ersten Seiten: in, im, ein, um, an, am, nur, neu, mein, einer mama usw. Insbesondere gilt dies von den Fibeln, die zunächst die Kleinbuchstaben einführen oder gar diesem Grundsatz zuliebe die Dingwörter in einem Drittel der Fibel oder in noch grösserem Umfange klein schreiben. Man glaubt, durch das Kleinschreiben das Schreiben- und Lesenlernen zu erleichtern und findet sich auch hier in einem gewaltigen Irrtume. Was das Schreibenlernen anbetrifft, sei hier nur darauf hingewiesen, dass durch einen planmässigen Vorkurs mit Zeichnen im Anschluss an Gegenstandsformen die *wenigen* Grundbestandteile *sämtlicher* Buchstaben leicht einzuüben sind, und dass gewisse Kleinbuchstaben (z. B. r, k, h, p, o, a) ebenso viele oder mehr Schwierigkeiten bieten als manche Grossbuchstaben (z. B. O, S). Es ist weiterhin zu beachten: *Wenn die Fibeln in grosser Ausdehnung nur klein geschriebene, ein- und zweisilbige kleine Wörter bieten, und wenn Fibelverfasser grundsätzlich zuerst alle Kleinbuchstaben einführen und die Grossbuchstaben ängstlich vermeiden, so erschweren sie das Lesenlernen, wie folgende Tatsachen zeigen:*

Durch Versuche hat sich ergeben, dass die Kleinbuchstaben im Durchschnitt schwerer lesbar sind als die Grossbuchstaben und dass gerade *die* Kleinbuchstaben am Anfange der Fibeln zur Anwendung kommen, die am schwierigsten auffassbar sind (*i, u, m, n, w; w, d, l, n, u, i*). Davon später noch einige Worte. Weiterhin haben wir erfahren, dass das lautierende Lesen der Wörter von Anfang an in ein Wortbildlesen übergeht und übergehen muss, dass die Wortbilder schwieriger lesbar sind, wenn ihnen charakteristische Buchstaben mangeln wie die oberlangen und ganz langen Grossbuchstaben darstellen. Endlich fand Messmer, dass seine Versuchspersonen, die Erwachsenen und die Kinder, unsicher und gestört waren, wenn kleine Wörter aufeinanderfolgten. Die Aufmerksamkeit, namentlich der Kinder, strebt nämlich, ihren Umfang auszudehnen, und diesem Bestreben kommen mässig lange Wörter entgegen. Die kurzen Wörter zerstückeln gleichsam den Aufmerksamkeitsakt und machen viele einzelne Willensimpulse nötig. Diese ermüden aber und stören, und zwar auch dann, wenn die Wörter als eine Häufung von „Stichwörtern“ aus einer Geschichte oder einem andern Sachganzen auftreten, z. B. an, rein, bin, so, nun, sei im Anschluss an das Märchen vom Rotkäppchen.

Über die geistige Verarbeitung der Schriftformen äussert sich Lay: Wenn wir beginnen, einen Satz zu lesen, so werden apperzipierende Vorstellungen erweckt, welche die nachfolgenden Worte mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vermuten lassen. Hierin beruht ein wichtiger Grund der Lesefertigkeit, den wir wohl beachten und verwerten müssen. Von den *Sachvorstellungen* und der Richtung, die die sprachlich geformten Gedanken nehmen, hängt die Leichtigkeit des

Auffassens und Wiedererkennen der Wortbilder und der Buchstaben in denselben ab und die Klangbild- und Sprechbewegungsvorstellungen der Sätze und Wörter eines Gedankens helfen die mit ihnen verknüpften Schriftbilder der Wörter und Buchstaben ins Bewusstsein zurückrufen. Die Buchstaben sind aus bildlichen Darstellungen von Dingen, aus vereinfachten Zeichnungen entstanden und bestehen aus geraden und krummen, mehr oder weniger grossen und dicken Strichen in verschiedenen Lagen. Alle diese Erscheinungen werden nun nach *Massgabe* der vorhandenen Vorstellungen *gedeutet, aufgefasst, apperzipiert, verarbeitet*.

Nach dem im „Führer durch das erste Schuljahr“ entwickelten Lehrverfahren ist dafür gesorgt, dass die Kinder über die notwendigen apperzipierenden Vorstellungen verfügen, um die Buchstaben und optischen Wortformen ohne Schwierigkeiten unterscheiden, auffassen, wiedererkennen und auch schreiben lernen zu können.

Erschwert wird der Leseunterricht vielerorts dadurch, dass rasch nacheinander ähnliche Buchstaben eingeführt werden (wie dies der Fall ist, wenn die Buchstaben nach ihrer Schreibschwierigkeit eingeübt werden, *i, u, ü, o, ö, a, ä, m, n, v, w, v, r*). Neue Versuche haben gezeigt, dass das Behalten und Reproduzieren derselben in hohem Masse gestört wird (Ranschburg). Namentlich die Seher unter den Schülern werden von diesem Übelstande betroffen. Einen Buchstaben, der mit einem andern grosse Ähnlichkeit aufweist, soll man diesem erst nachfolgen lassen, wenn dieser bereits gründlich eingeübt ist. Wo der Leseunterricht gleich mit Sätzchen und Wörtern beginnt, fallen diese Schwierigkeiten weniger in Betracht.

Mit Verwechslungen hatte ich im Laufe dieses Schuljahres auch mit den schwachen Schülern nichts zu tun. Es äusserte sich vergangenen Sommer eine Kollegin in Zürich, sie sei erstaunt, wie sicher die Kinder nach den ersten Wochen des Leseunterrichts an Sprachganzen die einzelnen Buchstaben benennen können, ohne dass sie diese Bezeichnungen oft einzeln geübt habe. Ich machte bei meinen Schülern ähnliche Beobachtungen. Man sollte den Leseunterricht schon deshalb nicht von der Schreibschwierigkeit der Buchstaben abhängig machen, weil Versuche ergeben, dass die Buchstaben, die zum Schreiben am leichtesten sind, nicht auch die sind, die am leichtesten gelesen werden.

(Zu den nach Versuchen am schwierigsten lesbaren Schreibbuchstaben in der deutschen Schreibschrift gehören *n, u, i*. Es sind die Buchstaben, die in den meisten Fibeln an den Anfang gestellt werden. Es ist festgestellt, dass die am schwierigsten lesbaren Schreibbuchstaben eine fünfmal grössere Auffassungszeit brauchen als die am leichtesten lesbaren. Das deutsche *w* erfordert z. B. 552, *e* 306, *l* 159, *p* nur 89 Tausendstelsekunden Lesezeit).

Nach Untersuchungen reproduziert die Wahrnehmung der Wortgestalt die Sprechbewegungsvorstellung des Wortes, so dass dieses auf einen Anstoss hin vollständig ausgesprochen wird. Sprachkranke waren dazu imstande, sobald und solange sie ein Schriftbild vor Augen hatten.

Einer der ersten Sätze in der Fibel „Im goldenen Kinderland“ lautet: Leo eil. Ist dieser Satz nach Inhalt (die Kinder sehen Leo auf dem dazu gehörigen Bilde zur Schule eilen. Die Situation ist besprochen), Klangbild und Sprechbewegungsvorstellungen geläufig und man führt den Kindern denselben geschrieben vor, so finden und erkennen sie leicht die beiden Wortbilder: Leo eil. Im Anschluss an die bereits geläufige Zerlegung des Wortes Leo in seine Laute werden leicht die Einzelbuchstaben aufgefunden und in ihrem Lautwert erkannt.

Dieser Zerlegung lässt man einen Aufbau des Wortes aus Buchstaben an der Hand der geläufigen Zusammenordnung der Klangbild und Sprechbewegungen der Laute folgen, d. h. man lässt jetzt langsam lautierend lesen, so dass ein Laut in den andern lückenlos übergeht. Der Lehrer macht das lautierende Lesen vor, indem er mit dem Zeigestock unter dem Worte hinfährt und bei jedem Buchstaben dem Tempo des Lautierens entsprechend mehr oder weniger lange anhält. Das lautierende Lesen des Wortes wird allmählich beschleunigt, bis die Kinder das Verbinden oder Zusammenziehen der Laute so ausführen, dass sie „wie die grossen Leute“ lesen. Ähnlich ist mit dem Worte eil zu verfahren. Bald wird nun der ganze Satz, bald das erste Wort, bald das letzte, mehr oder weniger langsam oder schnell zusammenziehend, gelesen. *Man darf sich im ersten Leseunterricht nur dann zufrieden geben, wenn die Kinder einerseits die Wortbilder rasch erkennen und in die entsprechende Sprechbewegung umsetzen können, und wenn sie andererseits imstande sind, die Worte langsam lautierend zu lesen, d. h. jedem Buchstaben seine Sprechbewegung und das Klangbild seines Lautes zuzuordnen.* Beide Ziele werden am natürlichsten und erfolgreichsten dann erreicht, wenn die Schüler das Ganze zerlegen und aus den einzelnen Teilen wieder aufbauen. Wenn sie im beschriebenen Sinn vom Ganzen ausgehen und sofort wieder zu ihm zurückkehren, so wird ohne weiteres eine richtige Satz- und Wortbetonung, ein schönes, ausdrucksvolles Lesen erzielt und jenes bellende Lesen vermieden; und der unnatürliche Schulten, der, sobald er einmal da ist, kaum mehr völlig niederzukämpfen ist, kann nicht mehr aufkommen. Lay und Enderlin nennen es pädagogisch verfehlt und psychisch unnatürlich, wenn die Methodiker eine Stufe des mechanischen, eine höhere Stufe des verständnisvollen und eine höchste Stufe des schönen Lesens unterscheiden und in der Praxis zur Geltung bringen. Wenn man sich erinnert, dass die Sach- und Sprachvorstellungen — bei den Optikern kommen die Schriftbilder, bei den Akustikern die Hörbilder hauptsächlich in Betracht — sich in innigster Weise verknüpfen wollen und sollen, so wird man die methodische Verwertung jener Stufentheorie verwerfen. Auch hier führt die logische Teilung in die Irre; was logisch einfach und leicht erscheint, ist psychologisch oft eine Erschwerung. Das Lesen umfasst den dreigliedrigen Prozess: Eindruck, Verarbeitung, Ausdruck. Die im Bewusstsein vorhandenen Sach- und Schriftbildvorstellungen wirken nicht bloss auf die Auffassung des vorliegenden Schriftbildes, sondern auch auf die mit ihnen verknüpften Klang- und Sprechbewegungsvorstellungen fördernd ein.

Es möge hier noch auf folgende Tatsachen hingewiesen werden: Versuche von Messmer zeigten: Die grossen Buchstaben lassen immer ein Dingwort erwarten und die ganze Apperzeption verläuft in dieser Hinsicht und beschleunigt das Lesen der Dingwörter schon bei kleinen Kindern; auch diese Erleichterung muss schon so früh als möglich angebahnt werden. Wir erinnern daran, dass die Grossbuchstaben charakteristische Wortformen erzeugen und dass besonders der Wortanfang für das Lesen entscheidend ist und ersehen, dass es verfehlt ist, zunächst nur Wörter mit Kleinschreibung zu bieten oder gar Dingwörter klein zu schreiben.

Nach diesen Ausführungen nimmt die Lesefertigkeit zu:

1. Mit dem *Verständnis* des Inhalts, der sachlichen Beziehung des Textes. *Es muss daher gefordert werden, dass der Stoff der Fibel sich aufs engste an den heimatkundlichen Sachunterricht (Anschauungsunterricht) anschliesse.*

2. Mit der hiervon teilweise abhängigen Gewandtheit der Auffassung der Wortbilder und, sofern laut gelesen wird, mit der Übersetzung der Schriftbilder in Sprechbewegungen. Auch aus diesem Grunde muss der Lesestoff der Fibel die Wörter und Sätze der vorausgegangenen Sachunterrichtsstunden verwerten und in diesen ist stets auch auf eine gute Aussprache zur Erzeugung vollkommener Sprechbewegungsvorstellungen zu halten. Der erste Faktor wächst im allgemeinen mit zunehmender sachlicher Bildung, der zweite ist lediglich Sache der Übung.

Wenn Schüler und Erwachsene mangelhaft lesen, die Wörter und Sätze zerhacken, gleichmässig und fehlerhaft betonen, langweilig vorlesen, so trägt der erste Leseunterricht vielfach die Hauptschuld. Das Lesen kann und muss von Anfang an sinnvoll und ausdrucksvoll gestaltet werden.

Bedeutungslose Silben, die in der Regel einen grossen Teil der Fibel einnehmen, können und müssen völlig vermieden werden. Aber auch die Einzelwörter, die als Wortsalat dreissig und mehr Seiten der Fibern einnehmen, können und müssen völlig schwinden und Sätze und Satzformen an ihre Stelle treten. Nur so kann, wie wir wissen, ein guter Fortschritt und ein sinngemässes schönes Lesen betrieben und das eintönige oder bellende Lesen, das vom Silbengeplärr und dem „Wörtersalat“ herrührt, vermieden werden. Das Lesen muss von den ersten Anfängen an der verständnis- und gemütvolle Ausdruck des sachlichen Eindrucks oder seiner geistigen Verarbeitung sein.

Das analytische Zerlegen der einzelnen Wörter, sowie der darauffolgende synthetische Aufbau der einzelnen Laute zu Wörtern wird erleichtert durch gleichzeitiges Schreiben, wozu zunächst jedoch nicht das Heft oder die Schiefertafel, sondern die Wandtafel verwendet werden soll.

Das Schreiben und Zeichnen auf die Wandtafel hat vor dem Schreiben und Zeichnen auf die Schiefertafel den Vorteil, dass zunächst die fundamentalen Nerven- und Muskelgruppen des Armes ausgebildet werden, ehe die Übung und Entwicklung der feineren Muskelgruppen und Nerven der Fingergelenke erfolgt. Die Entwicklung der Funktionen des Armes und der Hand geht wie die jedes anderen Organes von innen nach aussen und zwar so, dass zunächst die grösseren Gelenke des Armes und dann erst Hand- und Fingergelenke funktionsfähig gemacht werden. Die Entwicklung der letzteren erfolgt anatomisch und physiologisch auf der Basis der ersteren.

Lay und Enderlin verlangen: Durch die Anordnung des Textes soll sich jedes einzelne Wortbild, auch das kleinste, in seiner Gesamtform und charakteristischen Eigenart scharf hervorheben, wodurch das Einprägen der Wortbilder erleichtert und das Lesen gefördert werden soll.

Die Fibel „Im goldenen Kinderland“ enthält 70 Seiten in Schreibschrift, und die Verfasser, welche dieselbe praktisch erprobt haben, sind durchaus der Ansicht, dass der dargebrachte Lesestoff zur Übung vollständig ausreicht und alle ausserhalb der Fibellektüre fallenden zeitraubenden Übungen vermieden werden können. Alle gebräuchlichen Lautverbale sind in der Fibel berücksichtigt; auch habe ich noch in keiner andern Fibel einen derart lückenlosen Lehrgang gefunden. Die am häufigsten auftretenden Wörter unserer Sprache, die den Grundstock der Lesefertigkeit bilden, kehren in natürlichem Sprachzusammenhang immer und immer wieder. Dies hat offenbar auch auf die Rechtschreibung einen günstigen Einfluss.

Auch wird die Entwicklung der Sprachfertigkeit und des Sprachgefühls durch die sinnvolle Anordnung des Textes jedenfalls viel günstiger beeinflusst als es durch das Lesen zusammenhangloser Wörter geschehen kann. Die kindliche Sprache bleibt ausdrucksvoller, *da in diesen Texten auch der Gefühlsbetonung ihr Recht gegeben wird.*

Aus Roseggers Dichter-Werkstatt.

Peter Rosegger, der grosse steirische Dichter, der durch seine Persönlichkeit wie durch seine Schriften so viel Segensreiches gewirkt hat, feiert seinen 70. Geburtstag, und unter den zahlreichen Gratulanten, die da erscheinen, befindet sich auch ein anmutiges Büchlein, in dem Dr. Ernst Decsey aus persönlicher, intimer Kenntnis des Dichters ein warmherziges Bild seines inneren Wesens entwirft. Tief hineingeführt werden wir hier in die Geheimnisse der Dichterwerkstatt dieses Volkspoeten, der ein so ernster und grosser Künstler ist und aus seinen Bekenntnissen werden die verborgenen Quellen offenbart, durch die sein Talent gespeist wird. „Im höchsten Schmerz, in der höchsten Freude,“ sagte er einmal „habe ich nie ein Wort hervorgebracht, auch nichts schreiben können. Erst danach. Die Pflugschar muss das Herz aufgewühlt haben, dann muss es, ich möchte sagen, schön geeegt worden sein, dann spriesst auf einmal etwas Grünes.“ Und die innere Notwendigkeit seines Schaffens spricht aus den Worten: „Ich muss schreiben. Wenn ich nicht schreiben dürfte, so müsste ich sterben . . . ich muss es nicht gedruckt sehen, nur schreiben muss ich können . . .“ Eines Abends sprach er von den Nöten und Qualen, die keinem echten Künstler erspart bleiben: „ . . . und wieder so eine Verzagttheit, eine so tiefe Niedergeschlagenheit ist in mir . . . ich schreibe seit 50 Jahren, aber mich, was eigentlich in mir ist, was mich ausmacht, das habe ich noch nicht sagen können . . . Ich fühle etwas ganz Besonderes, Eigenartiges in mir, aber ich kann es nicht aussprechen, es lässt sich nicht ausdrücken.

Roseggers Werke sind nicht am Schreibtisch in seiner Seele gekeimt und emporgewachsen; in Gottes Natur, unter freiem Himmel ist seine eigentliche Schaffenskraft vor sich gegangen; auf Wanderungen und Reisen hat er seine Erfahrungen gesammelt. „Wenn je einmal untersucht werden sollte, woher denn diesem „fruchtbaren Poeten“ die vielen Dinge in den Kopf gekommen sind, meinte er selbst, so dürften nicht viele Professoren, nicht viele Bücher genannt werden, aber man würde finden, dass es die k. k. Südbahn war, die ihm freies Geleite gab durch die Schule, in welcher der Mensch seine Wissenschaft geholt. Ich gehöre nicht zu solchen, die das Eisenbahnwesen für den Tod der Reise- poesie halten — also bin ich stets gerne im Eisenbahnwagen gesessen und habe auch während den Fahrten leicht und viel gearbeitet.“

Ist das Werk im Geiste fertig, dann erfolgt die unendlich mühselige Arbeit des Formens und Niederschreibens. Zunächst schneidet der Dichter Kanzleipapier sich in Quartblättern von etwa 500 Stück; in drei Monaten ist die erste Niederschrift darauf vollendet. Das ist die Zeit des freudigen Schaffens, des fast leidenschaftlichen Selbstgeniessens, bei der zwar wenig Appetit und wenig Schlaf, aber viel Glück ist. Dann wird das Ganze einen Monat lang umgearbeitet, Satz für Satz, und ist der Roman nunmehr in einer Zeitschrift gedruckt, so tritt er dem